

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 46 (1966-1967)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER

HUGO VON HOFMANNSTHAL

Das Lebenslied und seine Deutung

Ohne Zweifel gehört das *Lebenslied* (1896) zu den berühmtesten Gedichten Hofmannsthals. Ob das Schwerverständliche (wie im Falle von Hölderlins späten Hymnen) oder der Zauber der Sprache mehr zur Verbreitung des Gedichtes beigetragen hat, ist kaum zu entscheiden. Es ist indessen natürlich, daß sich seit dem Jahr ihrer Entstehung immer wieder Interpreten mit diesen Strophen beschäftigt haben. Bewunderung und Befremden gehen nebeneinander her. Kaum je wurde aber bisher versucht, den Wortlaut ernst zu nehmen und im einzelnen zu klären. So sehr der Sprachzauber wie in den andern frühen Dichtungen Hofmannsthals fasziniert — wenn überhaupt durch die Melodie hindurch das einzelne Wort auf seinen Gehalt abgeholt wurde, stellten sich dem Verständnis doch immer große Schwierigkeiten entgegen. Es ist deshalb begreiflich, daß ein Interpret im Jahr 1907 meint, dieses Gedicht sei «lediglich ein mit philosophischem Gehalt beschwertes Rätsel, das unserem Intellekt eine harte Nuß zu knacken gibt».

Richard Exner kann heute von unvergleichlich besseren Voraussetzungen ausgehen, die es ihm ermöglichen, aus bewundernswerter Kenntnis des Gesamtwerks Hofmannsthals und gründlichem Einblick in das bisher von fast einem Dutzend Interpreten Geleistete, eine überzeugende Deutung des Gedichts vorzulegen¹. Unmittelbarer Anlaß zu seiner Studie war der Fund von Textvarianten und Entwürfen in der Houghton Library (Harvard), wo der Großteil des Nachlasses liegt. Durch diesen Fund und den Zugang zu weiterem unveröffentlichtem Material (unter anderem einem wichtigen Brief, der von einer mündlichen Erklärung Hofmannsthals zur schwierigen ersten Strophe berichtet) ist Exner in der einzigartigen Lage, in der Hofmannsthal-Forschung zum ersten

Male ein Gedicht aufgrund der Handschriften von den Entwürfen bis zur endgültigen Form zu interpretieren. Exners Studie beweist, wie viel die genaue Kenntnis des Gesamtwerks (die unveröffentlichten Entwürfe und Varianten mit eingeschlossen!) zur Erklärung des Einzelnen beiträgt, und wie dann umgekehrt die Deutung des Einzelnen hinausweist auf eine tiefere Einheit der Hofmannsthalschen Welt.

Die Studie wird eingeleitet durch ein längeres Zitat aus Emil Staigers *Grundbegriffen der Poetik*, Sätzen, die das Wesen des Lyrischen und der Beseligung des lyrischen Dichters betreffen, und durch einen Aphorismus aus Hofmannsthals *Buch der Freunde*. «Nicht daß einer alles wisse, kann verlangt werden, sondern daß er, indem er um eins weiß, um alles wisse.» Auf vier Tafeln folgen die aufschlußreichen, fast durchwegs gut lesbaren Manuskriptfunde. Dieser Eingang zur Studie ist kennzeichnend für Exners Anliegen: Er will sich mit dem Gedicht als einführender Leser und zugleich als gewissenhafter Philologe beschäftigen. Das hohe Ziel seiner literaturwissenschaftlichen Arbeit, die Verbindung von Philologie und Interpretation, ist hier denn auch erreicht.

Zur Methode ist eine Bemerkung angezeigt. Es kommt nicht von ungefähr, daß Exners erstes Kapitel den Titel «Gedanken zur Interpretation und zu ihrer Methode» trägt. Wer die Veröffentlichungen zu Hofmannsthals Werk in den letzten Jahren verfolgt hat, wird für diese vor einer Gedicht-Interpretation vielleicht befremdenden, grundsätzlichen Betrachtungen zur Methode Verständnis aufbringen. Zunächst ist der Wissenschafter immer dankbar für einen Überblick über die Forschungslage. In unserem Fall vermittelt die Zusammenstellung geradezu einen knappen Abriß der Geschichte der Kritik im 20. Jahrhundert. Exner hütet sich aber davor, allen diesen Versuchen eine eigene, neue Methode ent-

gegenzustellen. Wichtiger als die Methode ist das Resultat. Er will, dies tönt banal, das Gedicht verstehen. So braucht er denn nicht zum vornherein eine Methode auszuschließen. «Es geht mir um den Versuch, aus diesem Gedicht gültige Schlüsse auf Hofmannsthals Werk zu ziehen und das gesamte Werk, wenn auch nur für einen Augenblick, wie in einem Brennpunkt vereinigt zu sehen.» Das Gedicht soll aber nicht in seine Einzelteile zerlegt werden, sondern dem Leser soll ein «mehrdimensionaler Einblick» gestattet werden. Es ist das große Verdienst dieser Arbeit, daß sie einen solchen Mittelweg einschlägt und eine Synthese ästhetischer, psychologischer und motivgeschichtlicher Komponenten anstrebt. Mit Recht wehrt sich Exner gegen alle jene Kritiker, die eine Methode von außen an das Werk herantragen, statt daß sie sich vom Werk leiten lassen. «Über Gedichte ist schwer reden ... Wer selbst mit Gedichten Umgang hat, will nicht belehrt sein. Wer ihn nicht hat, ist kaum zu belehren.» (Max Kommerell.)

Wenn wir verstehen, daß Exner sich mit den vorgängigen Interpretationen auseinandersetzen muß, so wirken die oft nicht sehr fruchtbaren Auseinandersetzungen doch eher störend. Uns scheint, die Diskussion strittiger Einzelfragen müßte außerhalb der eigentlichen Interpretation geschehen, sei es im Forschungsbericht des ersten Kapitels, sei es in Anmerkungen. Die an sich so interessante, zeitweise faszinierende Texterklärung erführe dadurch eine willkommene Entlastung und könnte sich ungehemmter entfalten.

Exners Studie erstrebt, wie gesagt, nicht nur die Interpretation des einen Gedichtes. «Zwischen Einzeltext und Gesamtwerk bestehen bei Hofmannsthal innige Beziehungen», lesen wir schon in der Einleitung. Ein großer Teil des Buches ist denn auch dem Aufweis dieser Verbindungen gewidmet. Der Versuch, die «nahezu ungebrochene Einheit» in Hofmannsthals Werk herauszuarbeiten, scheint uns sehr schön gelungen. — Selbstverständlich ist der Dichter des *Turm* nicht derselbe wie der des Gedichts. Exner betont, «daß hier nicht für eine Un-

veränderlichkeit innerhalb des Hofmannsthalschen Werkes plädiert wird, denn diese besteht ja nicht». Er sieht «Unterschiede, anders formulierte Grundanschauungen, andere Ausblicke, aber keinen Bruch». Die Wandlungen vollziehen sich im Rahmen einer unveränderlichen Einheit. Das Zentrum des dichterischen Bewußtseins bleibt daselbe. — Daß im *Lebenslied* in besonders reichem Maße die Fäden des Hofmannsthalschen Werkes zusammenlaufen, verbürgt seine hohe Qualität. Exner geht aber sicher zu weit, wenn er dem Gedicht eine hervorragende Sonderstellung innerhalb des Gesamtwerkes einräumt. Wir gehen mit Exner in der Betonung der Einheit durchaus einig. Wir lehnen eine auf dem *Chandos-Brief* (1902) basierende Werkeinteilung in Phasen ab, weil dadurch der Zugang zum Werk unnötig erschwert wird. Aber gerade im Blick auf die Einheit muß klar werden, daß jedes vollendete Werk, sei es Gedicht, lyrisches Drama, Komödie oder Oper, ja sogar der Aufsatz mehr oder weniger Zentrum sein kann, Spiegel, in dem sich die gesamte Hofmannsthalsche Welt reflektiert. Exner widerspricht im Grunde seiner anfänglichen Behauptung selbst, wenn er im Schlußwort sagt, «dieselbe dichterische Konstellation» finde sich im späteren Werk immer wieder. Es ist ein Beweis für die Werkstreue seiner Interpretation, daß sie trotz der aufgestellten Behauptung den vom Gedicht gewiesenen Weg geht und schließlich doch nicht seine Sonderstellung beweist, sondern in überwältigender Weise und mit gehöriger Brillanz die Schönheit und Einheit von Einzel- und Gesamtwerk entfaltet.

Eine Würdigung für sich beanspruchte eigentlich das zweite Kapitel. Auf gut dreißig Seiten schreibt Richard Exner «Über die Poesie Hugo von Hofmannsthals». Was hier gesagt wird zur Deutbarkeit eines Gedichtes, über die Ekstase des lyrischen Augenblicks, das mystische Erlebnis und die Magie, die Trunkenheit und die von Hofmannsthal immer wieder erwähnten «guten Stunden», die tiefe Bezauberung des berührten Selbst — das gehört zum Wesentlichen, was man über Hofmannsthals Lyrik und seine Auffassung vom Dichter lesen kann. In das Kapitel sind

zudem zwei reichhaltige, sehr konzentrierte Exkurse eingelegt, der eine «über die Sprache in der Poesie», der andere «über den Lebensbegriff». Zwei Dinge machen diese Seiten zum Zentrum des Buches. Die aus Hofmannsthals Schriften ausgewählten Zitate sind von höchster Prägnanz, und Exners eigene Formulierungen sind Zeugnis innigster Vertrautheit mit Sprache und Stil. — Ausgangspunkt ist Rudolf Borchardts wichtiger Aufsatz über «Hofmannsthals Lehrjahre». Es berührt sympathisch, wenn der Verfasser hier Borchardts Leistung würdigt und ihn ausgiebig zum Wort kommen läßt. Borchardt hat vom «ganymedischen Moment» in Hofmannsthals Lyrik gesprochen. In ihm sind alle Gegensätze aufgehoben. Das Gedicht ist der Ort, wo Gegensätzliches in Harmonie aufgeht. Hofmannthal sagt das schon 1895 in einem Brief an Schnitzler mit einem einprägsamen Bild: «Denn meine Gedanken gehören alle zusammen, weil ich von der Einheit der Welt sehr stark durchdrungen bin. Ich glaube sogar, ein Dichter ist eben ein Mensch, dem in guten Stunden die Gedanken «aufgehen», wie man beim Patiencelegen sagt.» Exner kommentiert: «Es wird hier von Hofmannthal ein mystisches Erlebnis sehr nüchtern beschrieben, von dem nahezu alle seine Gedichte in irgend einer Weise zeugen: das Erlebnis des Überspringens aller logischen Zwischenstufen und Deduktionen, das plötzliche Ankommen in der Erkenntnis, die in dieser Weise jedesmal aufs neue einmalig und unwiederbringlich ist.» Der Augenblick des Einsehens, sagt Hofmannthal, ermögliche es, «das Nahe so fern zu machen und das Ferne so nah, daß unser Herz sie beide fassen könne.» Das Gedicht ist Produkt einer mystischen Erfahrung, deren Paradox es ist, daß der Moment des größten Ich-Bewußtseins zusammenfällt mit der völligen Aufgabe des Ichs. — Wie aber entsteht aus einer blitzhaften Erfahrung ein Gedicht? «In den Momenten der Einsicht offenbart sich dem Dichter Hofmannthal und seinen Gestalten, was jenseits alles Gleitenden und Vorüberrinnenden noch bleibt. Das Gestaltete tritt dann plötzlich aus dem Wirbel des Daseins heraus; als Gestaltetes ist es still und trägt

trotzdem diesen Wirbel in sich, wie man Kindern sagt, in den Muscheln rausche das Meer.» Exner kommt hinsichtlich der Frage nach der Umsetzung in Sprache zu dem interessanten Schluß, daß es «der magischen Wortgewalt bedarf, den mystischen Zustand auszudrücken und wiederzugeben. Es bedarf der magischen Metapher, es bedarf der magischen Geste — wenn das Wort versagen sollte.» Mystik und Magie sind untrennbare Begriffe.

Das dritte, umfangreichste Kapitel gilt der Interpretation des «Lebensliedes» selbst. Die Deutung geht schrittweise von Strophe zu Strophe, oft von Zeile zu Zeile. Dieses Vorgehen liegt nicht im Gedicht begründet, ist aber aus organisatorischen Gründen zu verstehen. Es kann hier nur auf Einzelnes hingewiesen werden. Gleich im Anschluß an den berühmten ersten Vers «Den Erben laß verschwenden» folgt ein ausführlicher Exkurs über die Gestalt des Erben. Es ist richtig, diese Gestalt ins Zentrum zu rücken, denn sie erleichtert nicht nur das Verständnis vieler Figuren des gesamten Werkes, sondern erhellt Hofmannsthals Tun als Dichter überhaupt. Exner weicht darin nicht von dem durch viele Interpreten vorgezeigten Weg ab. Wer den Erben begriffen hat, weiß die Antwort auf die Frage: «Wie ergreift der Dichter, wie ergreift der Schauende von der Welt Besitz?» Außerordentlich schön sind die Ausführungen über das Gleitende, Schwebende, Nicht-Feste, das sich nicht nur in vielen Metaphern ausdrückt, sondern zugleich Grundrhythmus des Gedichtes ist. Die synthetische Interpretation zeitigt hier die schönsten Resultate. Es zeigt sich, daß das ursprünglich leichtsinnige Gleiten in der Präexistenz, wie es der «Wahnsinnige» im *Kleinen Welttheater* am reinsten verkörpert, sich wandelt zu einer Schwerelosigkeit trotz Schicksal und Existenz. Solche Schwerelosigkeit will aber erworben sein; sie ist nicht mehr Gnade göttlicher Kindheit. So sagt Hofmannthal einmal von der Prinzessin im *Tasso*: «Ein kaum erträglicher Zustand ist der ihre, und er ist bleibend, und sie trägt ihn. Jenes schmerzlichster Erfahrung abgewonnene «Glissez, mortels, n'apuyez pas!» hat sie sich ganz zu eigen ge-

macht; die ganze Welt ist ihr durch Entzagung zu eigen geworden.» — Zu den schönsten Metaphern des Leichthin-Schwebenden gehört das Schreiten der Tänzerinnen. Hofmannsthals Vorliebe für die Bewegung im Tanz ist bekannt. Wir erinnern nur an die zahlreichen Ballett-Dichtungen, in denen er besonders in späteren Jahren die Möglichkeiten des wortlosen Ausdrucks wahrnahm. — Die Beglückung der Präexistenz und die Verzauberung des mystischen Augenblicks in der Existenz ist zusammengefaßt in der Geste des Lächelns. In Exners Interpretation schwingt etwas von mystischer Verzauberung mit, wenn er im Lächeln, der schwebendsten aller Gesten, einen Schwerpunkt von Hofmannsthals Metaphorik zum Erscheinen bringt. In der mimischen Gebärde kann er den Bogen schlagen von dem frühen Gedicht «Geh hin, mein Lied, zum Riesen Atlas» bis zur späten Gestalt Sigismunds im *Turm*. «Das Lächeln in der Präexistenz ist das Lächeln des Dichters, der die Welt im Haupte trägt. Erst nach der Individuation des Menschen ist es notwendig, der Schwere entgegenzulächeln. Der magische Moment vermag aber ein präexistentes Lächeln auch nach dem Eintritt in die Existenz hervorzuzaubern: es ist das Lächeln der zweiten Anmut, das prophezeite Lächeln des sterbenden Sigismund.»

Der Briefwechsel mit Helene von Nostitz

Helene von Beneckendorff und von Hindenburg (1878—1944) hat im Jahre 1904 den späteren Amtsmann in sächsischen Diensten Alfred von Nostitz-Wallitz geheiratet. Dieser stand in Verbindung mit dem in Weimar tätigen Harry Graf Keßler und war befreundet mit dem wichtigen Architekten und Innenarchitekten des Jugendstils, Henry van de Velde. Keßler beabsichtigte, in seiner Eigenschaft als Museumsdirektor in Weimar ein Zentrum der künstlerischen Avantgarde zu schaffen. Sein berühmt gewordenes Haus an der Cranachstraße 15 war denn auch rasch ein Treffpunkt der Künstler aller Disziplinen. So scheint es fast selbstverständlich, daß dies der Ort war, wo das in Dresden lebende Ehepaar Nostitz und der von Ro-

daun hergereiste Dichter Hugo von Hofmannsthal am 29. April 1905 sich zum ersten Male begegneten. Wie Helene von Nostitz in ihrem Buch *Aus dem alten Europa* berichtet, war es an dem Tage, da Hofmannsthal an einer Shakespeare-Feier seine Rede über «Shakespeares Könige und große Herren» vortrug, daß Keßler seine Besucher durch eine Ausstellung von Bildern Monets führte. Ihr Bericht über die Weimarer Begegnung zeigt, wie sich hier aufgeschlossenste Moderne und bewußte Tradition zu einer untrennbar Einheit verbanden.

Der Briefwechsel zwischen dem Dichter und Helene von Nostitz (an dem auch ihr Gatte gewichtigen Anteil hat), der heute in einer vom Sohn der Briefschreiberin, Oswalt von Nostitz, sorgfältig kommentierten und mit einem gehaltvollen Vorwort versehenen Ausgabe vorliegt, setzt aber erst mehr als ein Jahr nach der ersten Begegnung ein². Hofmannsthal kündigt in einem kurzen Brief vom Oktober 1906 seinen Besuch in Dresden an. Von da an folgen sich die schriftlichen Nachrichten und die Begegnungen in kleineren und größeren Abständen bis zum Tod des Dichters im Jahr 1929.

Die Briefe sind durchwegs private Äußerung, nie für ein Leserpublikum bestimmt gewesen. Der Fall liegt also grundsätzlich anders als beim Briefwechsel zwischen Hofmannsthal und Richard Strauss, der bereits zu Lebzeiten der Verfasser im Sinne eines Werk-Kommentars zur Publikation bestimmt wurde. Der Herausgeber hat sich deshalb die Frage stellen müssen, ob eine Veröffentlichung eines rein privaten Briefgesprächs nicht eine Indiskretion einschließe, die gegen den ausgesprochenen Sinn für das Diskrete, der den Verfassern in höchstem Maße eignet, verstöße. Es zeugt indessen von ihrer hohen Kultur, daß diese Briefe zwar immer persönliche Aussage bleiben (die gesellschaftlich-unverbindliche «Conversation» ist beiden Briefschreibern aufs tiefste verhaßt!), aber hinter dem Persönlichen ein allgemein Menschliches oder ein für die Epoche Charakteristisches sichtbar machen. «Die Tonlage ist derart, daß keine Zeile, kein Wort gestrichen zu werden brauchte.»

«Man trägt alle kostbaren Elemente einer Landschaft in sich, und wenn man nicht in sich erstarrt, so wird alles gut.» Mit diesen Worten sendet Hofmannsthal gute Wünsche in das eben bezogene neue Heim in Auerbach im Vogtland, wo Alfred von Nostitz von 1910 bis 1913 als Amtshauptmann vielfältig tätig wirkte. Landschaft ist tragendes Element dieser Briefe. Dresden, Weimar, Auerbach, Leipzig sind die Wirkungsstätten des Ehepaars Nostitz. In Dresden ist es die Wienerstraße, an der viele für Hofmannsthal bestimmte Briefe entstehen. Wien wird der Schauplatz von Alfred von Nostitz' politischer Tätigkeit im Weltkrieg werden. Berlin und Paris und München sind weitere Stationen. Alle diese Namen verbreiten einen eigenartigen magischen Zauber. Es ist, als ob in ihnen die Jahrhunderte europäischer Geschichte und Kunst aufleuchteten, unter deren größten Geistern einer mächtig wirkend zu gebieten scheint: Goethe, der große «Einungskünstler», wie ihn Hofmannsthal einmal genannt hat. Goethes kosmopolitischer Geist wird immer wieder spürbar; er ist es vor allem, der den Namen Inhalt verleiht und zwischen den Orten und den Menschen nicht immer bewußte Beziehungen herstellt. Überhaupt ist es wesentlich die Kunst, die das eigentliche Lebenselement bildet. Immer wieder ist das Kunstwerk Ausgangspunkt des Gesprächs. Hofmannsthal weist einmal darauf hin, welche Bedeutung bei Balzac der Landschaftsschilderung zukommt. An die Novelle *Le Lys dans la Vallée* anschließend schreibt er: «Es gehen Fäden heraus und herein zwischen unserem Herzen und der Landschaft um uns. Wie sehr möchte ich wünschen, daß die Ihrige Ihnen freundlich wäre. Daß Sie schon ein Zutrauen zu manchen Wegen, manchen Anblicken gewonnen hätten. Fast hoffe ich es, denn es sind Wälder dort (in Auerbach) und, wie ich meine, auch Hügel. Damit läßt sich leben, glaube ich. Eine endlose Ebene, eine enge Kluft wäre vielleicht für Menschen unserer Art kaum zu ertragen. Aber an ein waldiges Hügelland kann man mit tastenden Fasern sich anwachsen und vielleicht sich einwachsen.» Helene von Nostitz sucht diesen Zusammenhang mit der Natur, weil sie — wie viele

ihrer Zeitgenossen — des unmittelbaren Verhältnisses zu ihr verlustig gegangen ist. «Ja, dieser Zusammenhang mit der Landschaft ist etwas unendlich Wichtiges.» Das Wissen um einen im Grunde verlorenen Bezug läßt die empfindliche Seele um so aufmerksamer auf die Sprache der Landschaft horchen. Wenn sie impressionistische Bilder malt, gehört das mit zu ihrem Naturerlebnis, von dessen Bedeutung sie übrigens auch in ihren Erinnerungen an Rodin berichtet. — «Und neulich in der Dresdener Galerie hatten auch die Bilder — die Venusse in der Landschaft — eine neue und tiefere Bedeutung für mich.» Die künstlerische Sensibilität ist so sehr verfeinert, daß ihr der Kunstraum etwas zu vermitteln im Stande ist, was in der Natur erst aufgespürt werden muß. — Hofmannsthal weitet den Landschaftsbegriff aus ins Seelische. «Das ist das Eigentliche an den menschlichen Beziehungen, glaube ich. Jede wirkliche Beziehung hat diese Kraft, gewisse Gruppen von Gedanken des Anderen zu regieren — oder vielleicht existieren diese Gedanken nur durch diese Beziehung, jedenfalls ruft sie sie hervor, sie schafft das geistige Klima, in dem sie existieren können. So besitzt der Eine in dem Anderen Ländereien, Landschaften, Gärten, Abhänge, deren Leben nur die Strahlen dieses einzigen Sternes speisen und tränken, wie auch nur sie dieses Leben erweckt haben.» — Es ist dies ein eindrückliches Beispiel für Hofmannsthals Bemühen, einerseits seelische Vorgänge in konkrete Bilder zu fassen, anderseits einen Gegenstand so intensiv zu betrachten, bis unter seiner Oberfläche ein Inneres zutage tritt. Landschaft ist deshalb nicht nur schöne Gegend, sondern auch seelische Länderei.

Wenn Hofmannsthal von Ländereien spricht, die der eine im andern besitze, so spricht er den Wesenskern dessen aus, was er unter menschlichen Beziehungen versteht. Beziehung zwischen zwei Menschen ist etwas anderes, mehr, als das ungehemmte Hin und Her von Gedanken und Gefühlen. «Eigentlich hat jeder seine gesonderte Beziehung zu dem Andern.» Indem er dies so ausdrücklich betont, weist er eindringlich auf das Prekäre hin, das er in jeder menschli-

chen Beziehung wahrnimmt. Aus seinen Dramen wissen wir längst, wie mühsam es sein kann, zu einem Menschen in ein Verhältnis zu treten, das mehr ist als «Conversation». Was er im Werk gestaltet hat, liegt hier als unmittelbares Erleben vor uns. — Die Verbindung mit seinen wenigen wirklichen Freunden war ihm eine unabdingbare Notwendigkeit. «Ich freue mich so sehr, daß Sie existieren, und in einem gewissen Sinn, den Sie niemals zu ergründen brauchen, und der Sie niemals bekümmern kann, brauche ich Sie sehr notwendig für mein Leben, für das Leben meiner Phantasie oder meiner Gedanken.» Und an einer andern Stelle heißt es: «Ich möchte zu Ihnen kommen ... so wie man in anderen Jahreszeiten zu Landschaften seine Zuflucht nimmt, um einen nicht guten Moment zu überwinden.» Ein starkes Gefühl inniger Zugehörigkeit ist unlöslich verbunden mit dem Bewußtsein einer nur in seltenen Augenblicken überwindbaren Distanz. «Mit ganz wenigen Menschen stellt sich das Gefühl der Continuität ein.» Was Hofmannsthal über das Verhältnis von Österreichern und Deutschen in einem Brief von 1924 sagt, gilt weitgehend für das Verhältnis zwischen Menschen: «Denn die das Trennende erkannt haben, die sind wenigstens untereinander in Berührung gekommen.» Um so dankbarer ist er für das große Gut, das ihm zuteil geworden, da ihm Freunde begegnet sind, «an denen ich habe mit dem Gemüt erkennen können, was das ist, deutsches Wesen». — «Alles dies habe ich vermöge dieser lebendigen Berührung, die mein Herz mitsprechen machte, ganz anders zu erkennen vermocht, als ich es hätte aus den Büchern allein gewahren können.» Zugehörigkeit und Einsamkeit bedingen einander wechselweise. So schwer Hofmannsthal oftmals unter der Einsamkeit leidet, so dringend notwendig ist sie für seine künstlerische Produktivität. Es ist, als ob die Wechselwirkung von stiller Abgeschiedenheit und Fühlung mit der Mitwelt der Spannung zwischen dem Lyriker und dem Dramatiker entspräche. Ein Brief aus dem Refugium in Aussee ist für die lyrische Komponente kennzeichnend: «Es ist mein ganzer Wunsch, diesen Aufenthalt, dieses

In-mir-geschlossen-sein nicht zerrissen zu sehen ... ich lieb diese Landschaft so sehr, je älter ich werde, desto reicher wird sie mir, bin ich einmal alt, so steigen mir wohl aus den Bächen, den Seen und den Wäldern die Kinderjahre wieder hervor — so schließt sich dann der Kreis. In diesem Sommer [1912] ist mir, als würde ich wieder Gedichte machen.»

Die Genialität der Frau von Nostitz, dank welcher sie beinahe mit allen großen Künstlern ihrer Zeit in Verbindung gestanden hat, liegt nicht in ihrer künstlerischen Produktivität. Ihre Erinnerungen *Aus dem alten Europa* haben etwas von dilettantischer Schriftstellerei an sich, die verdrießen müßte, wenn nicht die Berichte über ihre Zeitgenossen ein unschätzbares Dokument wären. Ihre Bilder sind nicht in die breite Öffentlichkeit gedrungen, waren auch nie dafür bestimmt. Ihr Klavierspiel soll allerdings außergewöhnlich gewesen sein. Die künstlerische Betätigung blieb im Rahmen unprätentiöser Liebhaberei. Genial aber mutet ihre Fähigkeit an, das Wesentliche in einem Kunstwerk aufzuspüren. Sie verfügt über die Genialität des Aufnehmens. Es besteht kein Zweifel, daß sie Hofmannsthals Werke so zu lesen verstand, wie der Dichter es sich gewünscht hat, nämlich so, «daß Ihnen Gedankengänge dieser Art, Betrachtungen, Ansichten oder wie man es nennen soll, von mir, je besser wir uns kennen, ganz durchsichtig werden, auch über den Gegenstand hinaus, den sie zunächst behandeln; daß Ihnen immer das Allgemeine, das hinter jedem Speciellen verborgen ist, offen da liegt». Die Frau, deren künstlerisches Sensorium auch Rodin stark berührt haben muß, schreibt zu Hofmannsthals *Kleinem Welttheater*: «Die Dinge, die Sie schreiben, muß man in der Stille aufsteigen lassen wie Musik, der Verstand, der immer arbeiten kann, genügt da nicht.» — Ihr Einfühlungsvermögen geht aber über das rein Künstlerische hinaus. Wenn das Bewußtsein des Prekären menschlicher Existenz sich auch in ihrer Freundschaft zu Hofmannsthal vorzudrängen suchte, so begriff sie die Eigenart des Dichters, begriff nicht nur sein Wort, sondern auch sein Schweigen. Sie anerkannte

das Gesetz, unter dem Hofmannsthal zeit seines Lebens stand: «Ich kann nicht anders existieren, meine Beziehungen zu den Menschen, so lieb sie mir sind, müssen intermitierend sein.» In diesem Sinne ist der Briefwechsel ein Zeugnis tiefen menschlichen Verstehens in einer Zeit inneren und äußerer Verfalls, in einer Zeit, deren Siegel die Diskontinuität geworden ist. — Das Gespräch über Kunst, das Leben mit der Kunst verbindet die Briefschreiber in dem immer wieder bekräftigten Glauben an ein Unzerstörbares im Menschen, dessen Bürge das Schöne im Kunstwerk ist. Am Ende des Weltkriegs, der so manches unerschütterlich Geglubte vernichtet hat, bleibt nur wenig, von allem Beiwerk Gereinigtes übrig. Wie der Glaube an die heilige Ordnung der Ehe, den die Komödien verkünden, ist der Glaube an einen unzerstörbaren Wert im Menschen erhalten geblieben. «Lassen Sie mich heute ... Ihnen sagen, daß ich heute, in einem Stadium, dem kaum der Verstand, noch weniger das Gemüt gewachsen sein wird, mit einer Freude den Tag vorauslebe, an dem wir einander wieder begegnen und

uns des Unzerstörten und Unzerstörbaren wechselweise erfreuen.» So wird über dem Zerfall Europas die Möglichkeit mitmenschlicher Beziehung durch Vermittlung der Kunst als höchstes Gut erkannt und gewahrt.

«Ein kurzer Brief zuweilen spricht den ganzen Menschen aus, gibt dem Empfänger das ganze Gefühl einer wesenhaften Gegenwart, unverlierbar, so lange nicht der Tod dazwischen tritt, nein unverlierbar auch über den Tod hinaus. So ging es mir mit dem Brief, den Sie nach dem *«Abenteurer»* mir geschrieben haben. Da waren Sie, Sie ganz, Sie waren mir vielleicht nie im Leben so nahe. Ich danke Ihnen sehr. Sie wissen ja auch, daß ich Sie und Alfred nie verlieren kann.»

Martin E. Schmid

¹Richard Exner: Hugo von Hofmannsthal's «Lebenslied». Eine Studie. Carl Winter, Universitätsverlag, Heidelberg 1964. ²Hugo von Hofmannsthal / Helene von Nostitz: Briefwechsel. S. Fischer-Verlag, Frankfurt 1965.

SCHULD — VERANTWORTUNG — STRAFE

Erwin R. Frey, Ordinarius für Strafrecht, veranstaltete im Wintersemester 1962/63 an der Universität Zürich eine in ihrer Art einmalige Ringvorlesung, an welcher vierzehn Dozenten in- und ausländischer Universitäten vom Standpunkt aller Fakultäten aus zur anthropologischen Bedeutung der Begriffe Schuld, Strafe und Verantwortung Stellung nahmen. Frey hat diese Referate nunmehr in einem Sammelband veröffentlicht¹.

Worum es dem Herausgeber dabei geht, zeigt er in seinem einleitenden Beitrag «Verantwortung und Schuld oder der Zweckgedanke als Leitmotiv des Strafrechts» auf: die Titelbegriffe sind Stichworte für eine von ihm festgestellte Grundlagenkrise des Strafrechts als normative Geisteswissenschaft

einerseits und in seinem Verhältnis zur multilateralen naturwissenschaftlichen Erkenntnisgrundlage der Kriminologie andererseits. Diese Krise spiegelt sich in einem Vertrauensschwund der Öffentlichkeit gegenüber der Strafrechtpflege wider. Die Strafurteile werden in weiten Kreisen als zu milde empfunden und halten sich tatsächlich meist an die untere Grenze des gesetzlich vorgesehenen Strafrahmens.

Frey führt diese von ihm als besorgnis erregend betrachtete Entwicklung auf das Versagen des Gedankens der «Zweckstrafe» zurück, der mehr und mehr die Vergeltung und die Sühne und damit die Verantwortung als Leitmotiv des Strafrechts zurückgedrängt hat. Die erstmals von *Liszt* in seinem sogenannten «Marburger Programm» von 1882

entwickelte Zwecktheorie sieht im Gegensatz zum vorher herrschenden klassischen Vergeltungsgedanken den Sinn der strafrechtlichen Sanktion in der Erziehung, Beserung, Heilung und Sicherung des Täters. Der Verfasser charakterisiert sie als Produkt des vom Kausaldeterminismus beherrschten naturwissenschaftlichen Fortschrittsglaubens der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Der Verbrecher wurde und wird auch heute noch als Produkt von Kausal faktoren der Erbanlage und der Umwelt betrachtet, welche exaktwissenschaftlicher Forschung zugänglich und daher auch steuerbar sein sollen. Ein solcher Optimismus bewirkte, daß die Persönlichkeit des Täters und die sogenannte «Persönlichkeitsadäquanz» seines Deliktes mehr und mehr zum Leitmaßstab der Strafzumessung wurden, während die Verantwortung (verstanden als das Einstehen des Täters für seine objektiv begangene Tat) in den Hintergrund trat. Diese Subjektivierung des Strafrechtes führte schließlich zu seiner «psychologischen Aufweichung», zum Verlust des «Mutes zum Strafen».

Ein derartiges, rein kriminologisch fundiertes «Täterstrafrecht» birgt indessen nach der Überzeugung des Verfassers große Gefahren in sich. Einerseits vermag die ihm zugrunde gelegte Naturwissenschaft keine allgemeingültigen Erkenntnisse zu vermitteln. Andererseits wird der Mensch bei einer solchen Betrachtungsweise letztlich vom verantwortlichen Subjekt zum bloßen Produkt determinierender Faktoren und zum Objekt staatlicher Eingriffe degradiert. Aus diesen Überlegungen heraus wirft Frey die gewichtige Frage auf, ob die «Zweckstrafe» in ihrer Verbindung des ontologisch-normativen Schuldprinzips mit dem teleologisch-spezialpräventiven Zweckgedanken nicht letztlich einen Widerspruch in sich selbst darstelle und überhaupt noch mit dem heutigen Menschenbild vereinbar sei. Es ist von großem Wert, daß dieses an die Grundfragen der Rechtsordnung und damit an ihre weitere geistesgeschichtliche Verankerung reichende, höchst aktuelle Problem einmal nicht isoliert von der Jurisprudenz her behandelt, sondern im Sinne einer an-

zustrebenden «Ganzheitsbetrachtung» im Kreise von Wissenschaftern der verschiedensten Disziplinen zur Diskussion gestellt wurde.

Wenn auch die einzelnen Referenten ihre Aufgabe sehr verschiedenartig auffaßten und meist nicht direkt auf die vom Herausgeber gestellten Fragen eingingen, so bieten ihre Beiträge doch eine Fülle von wertvollen Gedanken zu der von Frey aufgezeigten Problematik. *Maria Bindschedler* (Genf) verfolgt die Strafe in der Geschichte der mittelalterlichen Dichtung, und *Emil Staiger* (Zürich) behandelt das Thema «Charakter und Schuld in der Tragödie». Weitere historische Aspekte eröffnen *Karl S. Bader* und *Wilhelm Bickel* (Zürich) mit ihren Beiträgen «Schuld — Verantwortung — Sühne als rechtshistorisches Problem» und «Strafe und Gesellschaftsstruktur». *Arthur Rich* (Zürich) und *Karl Rahner* (Innsbruck) erörtern die Titelbegriffe in der Sicht der protestantischen und der katholischen Theologie. *Hans Barth* (Zürich) sprach über «Verantwortlichkeit im gesellschaftlichen Gebilde», *Wilhelm Keller* (Zürich) über «Menschliche Existenz, Willensfreiheit und Schuld». Sodann haben an der Ringvorlesung auch zwei Psychiater teilgenommen: *Manfred Bleuler* (Zürich) referierte über «Sühne und ärztliche Behandlung in ihrer helfenden Bedeutung», und *Helmut Ehrhardt* (Marburg) behandelte das Problem der Schuldfähigkeit in psychiatrisch-psychologischer Sicht. Ein anderer Beitrag «Erbbedingte Reaktionsnormen» stammt aus der Feder des Biologen *Ernst Hadorn* (Zürich). Schließlich finden sich im Kreis der Referenten zwei weitere Juristen: *Pietro Nuvolone* (Bologna) beleuchtet das Problem der Verantwortlichkeit im italienischen Strafrecht, während *Richard Lange* (Köln) zum Thema «Die moderne Anthropologie und das Strafrecht» Stellung nimmt.

Wie schon aus dieser Aufzählung bedeuternder Namen und gewichtiger Themen hervorgeht, hat die Ringvorlesung zahlreiche interessante und wertvolle Gesichtspunkte ergeben, die im Rahmen dieser Besprechung auch nicht im entferntesten gewürdigt werden können. Immerhin sei erwähnt, daß die Ansichten Freys in entscheidenden Punkten

unterstützt werden. So läßt sich wohl allen Referaten entnehmen, daß Verantwortung, Schuld und Strafe als übernationale und überzeitliche Urwesensmerkmale des Menschthums betrachtet werden müssen und die vergeltende, ausgleichende und sühnende Strafe nicht durch rein spezialpräventive Sanktionen ersetzt werden kann. So bezeichnet der Rechtshistoriker *Bader* das Verlangen nach Strafe und Sühne geradezu als ein archetypisches Phänomen, an dem nicht vorbeigegangen werden darf, wenn sich die Strafjustiz nicht letztlich von den sie tragenden Kräften entfremden will. Die soziale Störung des Verbrechens verlangt ihren Ausgleich durch die Strafe und die Sühne als persönliche Leistung im Sinne einer Versöhnung zwischen Täter und Opfer, zwischen Täter und sozialer Gemeinschaft sowie des Verbrechers mit sich selber und Gott. Daß sich dieses archetypische Phänomen rational begründen und rechtfertigen läßt, insbesondere auch der auf Willensfreiheit gegründeten Verantwortung des Menschen entspricht, wird durch die Ausführungen der Theologen, Philosophen und Psychologen auf verschiedene Weise eindrücklich bestätigt. Von psychiatrischer Seite aus wird betont, daß die Behandlung des psychisch abnormalen Täters nicht im Gegensatz zum Sühneprinzip steht. Die Bereitschaft zur Sühne ist keine bloße Spekulation, sondern ein Faktum, dessen Bedeutung für die Resozialisierung nicht unterschätzt werden darf. Andererseits werden die Möglichkeiten des Einsatzes der Psychotherapie zur Behandlung geistig abnormaler Rechtsbrecher meist überschätzt; oft fehlt ihnen schon die dafür unerlässliche Bereitschaft zur Kooperation. *Lange* stellt anhand des von ihm aufgezeigten Scheiterns der positivistischen Kriminologie fest, daß eine kausale Deutung menschlichen Handelns unmöglich ist; das heutige Strafrecht muß vielmehr auf die anthropologische Einsicht abgestellt werden, daß den Menschen Freiheit eignet. Auch andere Referenten erklären sich von der Schuld- und Verantwortungsfähigkeit des Menschen überzeugt.

Der Herausgeber selber bekennt sich in seinem breitangelegten Schlußvortrag «Schuld — Verantwortung — Strafe als

kriminalpolitisches Problem» zu dessen anthropologischer Ganzheitsbetrachtung. In tiefgründiger und überzeugender Weise entwickelt er namentlich die von *Keller* und von *Rich* aufgegriffenen Gedankengänge weiter und kommt zum Schluß, daß Verantwortung und Schuld zur Seinsweise des Menschen als Selbsterleben und Selbstvollzug des Daseins in seinem Normunterworfensein und Normausgerichtetsein gehören. Die Strafe ihrerseits stellt ein der Natur des Menschen integriertes Mittel der Persönlichkeitsbewährung dar, nämlich das Mittel zum Ausgleich dessen, was der Täter nicht nur dem Verletzten, der Gesellschaft und dem Staat, sondern vor allem auch sich selber durch die Tat schuldig geworden ist. Strafe ist damit ebenfalls ein anthropologisches Essential, nämlich die den Menschen allein vorbehaltene Möglichkeit zur Wiederherstellung der eigenen Persönlichkeit, also ein Merkmal der persönlichen Freiheit. Aus diesen Erkenntnissen heraus fordert *Frey* eine gewisse «Reobjektivierung» des Strafrechtes im Sinne einer Ausweitung der Schuldstrafe unter dem Gesichtspunkt der Verantwortung, nämlich durch vermehrte Berücksichtigung der objektiven, voraussehbaren oder angestrebten Tatfolgen. Um der heutigen «Prostitution» der Kriminalstrafe zur Ahndung ethisch indifferenter Ordnungswidrigkeiten entgegenzuwirken, bedarf die Schuldstrafe indessen auch einer gewissen Beschränkung auf eigentlich kriminelle Tatbestände.

Der Leser wird dem Herausgeber des Sammelbandes und den weiteren Referenten Dank dafür wissen, daß sie ein derart tiefgründiges und allgemein interessierendes Problem aufgegriffen und in umfassender Weise behandelt haben. Das Buch stellt für jeden, der sich für das Strafrecht und insbesondere seine Fundierung interessiert, eine wahre Fundgrube dar.

Jörg Rehberg

¹ Schuld — Verantwortung — Strafe im Lichte der Theologie, Jurisprudenz, Soziologie, Medizin und Philosophie. Herausgegeben von Erwin R. Frey. Verlag Schulteß, Zürich 1964.

TEILHARD-LITERATUR

Wenn jemand sich mit dem Werk von *Pierre Teilhard de Chardin* eingehender beschäftigen will, so wird er auch die Schriften in der Originalsprache heranziehen. Die französische Ausgabe der Werke besorgt seit dem Tod Teilhards (1955) der Pariser Verlag *Du Seuil*, der den außerordentlich umfangreichen Nachlaß unter dem Patronat eines wissenschaftlichen und eines allgemeinen Komitees laufend zugänglich macht. Bis Ende 1965 sind neun Bände in der Reihe der Werke, ein Sonderband und mehrere Sonderhefte erschienen. Die Ausstattung besonders der in Leinen gebundenen Bände ist wohlfel und handlich; die meisten Bände enthalten mehrere Photos von Teilhard. — Die Publikation der Briefe übernahm der Verlag *Grasset*. Die deutsche Übersetzung der Werke folgt der französischen Ausgabe. Die einzelnen auf deutsch erschienenen Bände wurden an dieser Stelle bereits besprochen (November 1964 und April 1965); auf die letzte deutschsprachige Veröffentlichung wird weiter unten hingewiesen.

Die Ausgabe des Verlags *Du Seuil* umfaßt folgende Werke:

1. *Le Phénomène humain* (Der Mensch im Kosmos, C. H. Beck-Verlag 1959)¹; 2. *L'Apparition de l'Homme* (Das Auftreten des Menschen, Walter-Verlag 1964)²; 3. *La Vision du Passé* (Die Schau in die Vergangenheit, Walter-Verlag 1965)³; 4. *Le Milieu Divin* (Der Göttliche Bereich, Walter-Verlag 1962)⁴; 5. *L'Avenir de l'Homme* (Die Zukunft des Menschen, Walter-Verlag 1963)⁵; 6. *L'Energie humaine*⁶; 7. *L'Activation de l'Energie*⁷; 8. *La Place de l'Homme dans la Nature* (durchgesehene Neuausgabe der Schrift «Le Groupe zoologique humain», die erstmals 1956 beim Verlag *Albin Michel* erschienen ist; deutsche Übersetzung: «Die Entstehung des Menschen», C. H. Beck-Verlag 1961)⁸; 9. *Science et Christ*⁹. Der Sonderband *Hymne de l'Univers* (Lobgesang des Alls, Walter-Verlag 1964) enthält, wie auch die deutsche Ausgabe, drei Meditationen: *La Messe sur le Monde*, *Le Christ dans la Matière* und *La Puissance spirituelle de la*

Matière, ferner eine Sammlung von Gedanken über Christus (in der deutschen Ausgabe nicht wiedergegeben), die Teilhard in verschiedenen anderen Schriften, darunter in «*Le Milieu Divin*» niedergeschrieben hat¹⁰.

Die beiden ersten Bände, die auf deutsch bisher noch nicht erschienen sind, *L'Energie humaine* und *L'Activation de l'Energie* enthalten Aufsätze, die von den Herausgebern unter dem Aspekt des Problems der Person und des Geistes zusammengestellt worden sind. Die beiden Aufsatzsammlungen ergänzen sich chronologisch. Zu den bedeutsamsten Aufsätzen gehört die etwas umfangreichere Untersuchung über das «*Personhafte Universum*» (*Esquisse d'un Univers Personnel*, 1936), die Teilhard selbst ursprünglich mit dem englischen Titel «*A personalistic universe*» überschrieben hatte. Das Böse sieht Teilhard — wie er in dieser Studie ausführt — in der Verminderung der Aktivität, in der Einschränkung oder Verhinderung des Strebens nach Verwirklichung der Person oder — was für ihn gleichbedeutend ist — der Vergeistigung. Der Tod erscheint in einem personhaften Universum als Metamorphose, er unterbindet die Aktivität nicht, er verlegt sie bloß in eine andere Sphäre. «Die Toten, der Tod, sind nur die kritischen Stellen, die auf die Straße der Vereinigung gestreut sind» (Bd. 6. S. 109). — Weihnachten 1939 setzt sich Teilhard mit dem Problem des Krieges auseinander. Er übersieht weder die Grausamkeit des Krieges, noch das Böse, das seine dämonische Fratze in den aufgehetzten Völkern totalitärer Staaten erblicken läßt. Aber fern vom Kriegsschauplatz, in Peking, wo ihm der Krieg einen Zwangsaufenthalt auferlegt, und im Bemühen, die Ereignisse unter der kosmischen Perspektive zu sehen, betrachtet er den Krieg als einen Fehlschlag in der allgemeinen Tendenz der Menschheit zur Vereinigung. Ein verhängnisvoller Fehlschlag, der entsteht, weil an manchen Stellen der Erde der natürliche, in der Evolution vorgezeichnete Drang nach «universalisa-

tion» auf die nationalistische Ebene beschränkt worden ist und somit das Gegen teil der Vereinigung, die Rivalisierung entfacht wird. Teilhard sieht auch, daß es nicht genügt, die «Religion der Gewalt» dieser Nationen mit Gegengewalt zu besiegen. Es ist vielmehr nötig, diese mit einer anderen, höheren, eigentlichen Religion, der der Liebe zu übersteigen. — Dem 9. Band *Science et Christ* stellten die Herausgeber ein Wort Teilhards voran, das seine geistige Haltung treffend kennzeichnet: «Ich bin meinerseits überzeugt, daß das religiöse Leben von nichts so sehr und auf so natürliche Weise gefördert wird als vom Kontakt mit der richtig erfaßten wissenschaftlichen Wirklichkeit. [...] Nur der Mensch, der sich über die Materie beugt, begreift, in welchem Maße Christus durch seine Inkarnation der Welt innewohnt, verwurzelt in der Welt bis ins Herz der kleinsten Atome.» In diesem Sinne versucht Teilhard in den Aufsätzen ein Zweifaches. Einerseits zeigt er auf, daß eine Theologie — will sie keine leere Spekulation bleiben — die Ergebnisse der Naturwissenschaft berücksichtigen, ja als Grundlage der Betrachtung von Kosmos und Mensch heranziehen muß. Andererseits weist er darauf hin, daß die Wissenschaft ihre Wissenschaftlichkeit einbüßt, falls sie den beiden Größen, der Seele und dem Geist, im wissenschaftlichen Weltbild nicht die ihnen gebührende Bedeutung einräumt. — Auch wenn Teilhard die Studien, die in den drei letztgenannten Bänden enthalten sind, nicht für eine Veröffentlichung vorgesehen hatte, sind sie nicht nur für Teilhards Verständnis wichtig, sondern auch für eine Auseinandersetzung mit den aktuellen Problemen der Gegenwart.

*

Als vierten Band der Werke Teilhards in deutscher Sprache veröffentlichte der Walter-Verlag *Die Schau in die Vergangenheit*¹¹. Die im Band enthaltenen Aufsätze, entstanden während dreier Dezennien, zeigen auf, wie Teilhards Auffassung der Evolution sich immer klarer herauskristallisiert, bis sie dann in seinen beiden größeren Schriften,

in «Der Mensch im Kosmos» und der reifen «Die Entstehung des Menschen» ihren umfassenden Ausdruck findet. Verschiedene Einzelfragen, die in Teilhards Evolutionslehre wiederholt auftauchen, finden in diesen Arbeiten ihre Klärung, die er auch später nicht zu modifizieren braucht. So setzt sich Teilhard unter anderem mit dem Vitalismus auseinander, dem er vorwirft, antiwissenschaftlich zu sein, wenn «er das Leben in die Reihen der physikalisch-chemischen Ursachen derart einschaltet, daß er es wägbare oder meßbare Wirkungen *unmittelbar* hervorbringen läßt, die ihm spezifisch wären — als wäre es eine Art Strahlung oder Elektrizität» (S. 142, Hervorhebungen von Teilhard). Demgegenüber betont Teilhard, daß das Leben als «eine synthetische Kraft *höherer Ordnung*» aufgefaßt werden muß, eine Ordnung, deren Wirksamkeit die physikalisch-chemischen Determinismen übersteigt. — Das Leben ist aber nach Teilhard sogar der Entropie entgegengesetzt. Das Gesetz der Entropie, das die ständige Abnahme der meßbaren Energie und somit die Nivellierung der Wirkkapazität des materiellen Universums lehrt, gilt nur für die unbelebte Materie. Das Leben hingegen tendiert in die entgegengesetzte Richtung: zum Aufstieg der Lebewesen, oder vom Kausalgesetz her betrachtet: zur Verwirklichung des Unwahrscheinlichen. — Die treibende Kraft der Evolution, die das Leben hervorbringt, hängt zwar von Gott ab, sie setzt jedoch in keiner Weise die Existenz eines mit göttlichen Attributen bekleideten Universums voraus, welche These zum Pantheismus führen würde. So faßt Teilhard auch die Evolution nicht als Selbstrealisierung Gottes auf, welcher Behauptung er schon bezichtigt wurde. Das Fehlen jedes erfahrbaren Anfangs bringt aber nur zum Ausdruck, daß die sinnliche Wahrnehmung in der Unermeßlichkeit der Welt absolut gefangen ist. Und Teilhard fügt das schöne Wort hinzu: «Weit davon entfernt, dahin zu streben, einen neuen Gott zu entdecken, wird die Wissenschaft uns nur die Materie enthüllen, die der Schemel der Gottheit ist. Dem Absoluten nähert man sich nicht durch eine Reise, sondern durch eine Ekstase» (S. 193).

Die deutsche Übersetzung der Aufsätze ist sorgfältig und sachgerecht. Dem von verschiedenen Seiten erhobenen Vorschlag, für die Übersetzung sollte die Sprache der deutschen Philosophie, besonders des Idealismus und des Existenzialismus mehr berücksichtigt werden, entsprachen die Übersetzer glücklicherweise auch in diesem Band nicht. Teilhards Sprache ist einfach, direkt, stets auf die Sache und nie auf Spekulation oder das Problem verhüllende Konstruktion gerichtet. Eine Übersetzung wird ihr nur gerecht, wenn sie sich eines möglichst schlichten, sachlichen Deutsch bedient. Wird man auch an verschiedenen Stellen auf den Originaltext zurückgreifen, um gewisse Nuancen besser erfassen zu können, so muß man mit Freude anerkennen, daß die nie erblassende, große sprachliche und gedankliche Klarheit Teilhards in der deutschen Übersetzung stets widergespiegelt wird.

*

Bereits zur «klassischen» Literatur über Teilhard zählt das zweibändige Werk von *François-Albert Viallet*¹². Viallet gehört zu den ersten, die über Teilhard geschrieben haben; er veröffentlichte in Teilhards Todesjahr eine umfassende Würdigung in französischer Sprache. Dieses Buch erweiterte und bearbeitete auf deutsch Viallet selbst. — Er lernte Teilhard nach dem Krieg in Paris persönlich kennen. Besonders interessant sind die Stellen, an denen er über Gespräche mit Teilhard berichtet. So trägt sein Buch zur Erkenntnis von Teilhards menschlichem Antlitz viel bei. — Viallet weist z. B. mit Recht darauf hin, welche Gefahr für Geistliche, vor allem für Ordensleute, ihre existentielle Sicherheit bedeutet: in vielen wird der Sinn für die existentielle Not anderer abgestumpft. Auch Teilhard war dieser Gefahr ausgesetzt, doch sein aufrichtiges Interesse für die Mitmenschen ermöglichte es ihm, ihre seelischen und existentiellen Schwierigkeiten zu durchschauen. Nach seinen Reisen, die mitunter recht mühsam verliefen, war seine erste Sorge, sich nach Freunden, nach ihren Verhältnissen, aber auch nach wissenschaftlichen

Neuigkeiten zu erkundigen. — Viallet führte auch einen Briefwechsel mit Teilhard, in dessen Mittelpunkt das Problem des Übels stand. Wenn auch Teilhard ausgerufen haben soll: «Ihr seid alle vom ‚Übel‘ hypnotisiert» (Bd. 1, S. 212), verkennt er nicht, daß es etwas anderes ist, «uns vernunftmäßig die gleichzeitige Möglichkeit des Übels und Gottes zu erklären, und etwas anderes, das Übel an unserem Leib und Geist zu erfahren» (Briefzitat, a. a. O.).

Eine Reihe von Radiovorträgen veröffentlicht *Ernst Benz*, der Marburger Kirchenhistoriker, unter dem Titel *Schöpfungsglaube und Endzeiterwartung*¹³. Benz untersucht den Ursprung der Eschatologie-Lehre, die in die Urkirche zurückreicht, und berichtet über Theologen aus dem angelsächsischen und deutschen Raum, die den Darwinismus mit dem Christentum zu vereinigen suchten, die jedoch Teilhard — wie Benz vermerkt — nicht gekannt hat. Er weist sodann auf Parallelgedanken zwischen der westlichen Evolutionslehre und der religiösen Anthropologie Sri Aurobindos hin, der bekannten religiösen Gestalt Indiens, in dessen Lehre dem Übermenschen eine besondere Bedeutung zukommt. Mit Teilhards Werk befassen sich lediglich die zwei letzten Vorträge.

Eine gute Orientierung über die heute sehr stark angewachsene Teilhard-Literatur bietet die von *Helmut de Terra* herausgegebene *Bibliographie des deutschsprachigen Schrifttums von und über Teilhard de Chardin*¹⁴. Sie wurde Ende 1964 abgeschlossen und enthält außer den größeren Veröffentlichungen über Teilhard auch alle wichtigeren kürzeren Aufsätze. — Die in Paris herausgegebene *Internationale Teilhard-Bibliographie* von *Ladislaus Polgár*, datiert von Mitte 1965, die jetzt auch deutsch vorliegt, berücksichtigt die bisherigen französischen Publikationen von Teilhards Werken und ihre Übersetzungen wie die Arbeiten über Teilhard in verschiedenen Sprachen, insgesamt 260 Titel¹⁵. Leider fehlt der Hinweis auf die deutschsprachige Bibliographie von de Terra.

Alexander Gosztonyi

¹Oeuvres de Pierre Teilhard de Chardin, Editions du Seuil: 1. *Le Phénomène humain*, 1955. ²2. *L'Apparition de l'Homme*, 1956. ³3. *La Vision du Passé*, 1957. ⁴4. *Le Milieu Divin*, 1957. ⁵5. *L'Avenir de l'Homme*, 1959. ⁶6. *L'Energie humaine*, 1962. ⁷7. *L'Activation de l'Energie*, 1963. ⁸8. *La Place de l'Homme dans la Nature* — Le Groupe zoologique humain, 1963. ⁹9. *Science et Christ*, 1965. ¹⁰10. *Hymne de l'Univers*, 1961. ¹¹11. Pierre Teilhard de Chardin: *Die Schau in die Vergangenheit*, Walter-Verlag, Olten und Freiburg i. Br. 1965, übersetzt von Joseph Bader, Helmuth Stechl und Karl Schmitz-Moormann. ¹²12. François-Albert Viallet: *Teilhard de Chardin*,

Glock und Lutz-Verlag, Nürnberg 1963, Bd. I. Zwischen Alpha und Omega, Bd. II. Zwischen Ja und Nein. ¹³13. Ernst Benz: *Schöpfungsglaube und Endzeiterwartung — Antwort auf Teilhard de Chardins Theologie der Evolution*, Nymphenburger Verlags-handlung, München 1965. ¹⁴14. Helmut de Terra: *Bibliographie des deutschsprachigen Schrifttums von und über Pierre Teilhard de Chardin 1955—1964*, herausgegeben von der Werner Reimers-Stiftung für anthropogenetische Forschung, Frankfurt am Main 1965. ¹⁵15. László Polgár: *Internationale Teilhard-Bibliographie 1955—1965*, Karl Alber-Verlag, Freiburg-München 1965.

*Noch eine Religion einzuführen, die die Wirksamkeit der christlichen haben sollte, ist wohl unmöglich.
Deshalb bleibe man dabei und suche lieber darauf zu tragen, und gewiß sind auch die Ausdrücke Christi so beschaffen, daß man, so lange die Welt steht, das Beste wird hineintragen können.*

Lichtenberg